



Nicole Vrenegor

Stadtrundgang: Gesichter der Großstadt

Vorbereitungsmaterial

Rundgang Gesichter der Großstadt

Lest euch den Text über den jeweiligen Stadtteil durch und beantwortet daraufhin die folgenden Fragen.

Was macht den Stadtteil aus?

Was sind die Besonderheiten?

Wo liegen Probleme/Konflikte?

Karolinen- und Schanzenviertel

Ein bisschen edel, aber noch derb genug (Jens Schneider; 17.03.2011)

Club-Sounds, Latte Macchiato und ein Rest von Anarchie: Die Hamburger Schanze hat die Reeperbahn als neuer Szenekiez abgelöst.

Raphael Marionneau wartet an der Bar im "Zoe". Er hält eine Flasche Astra in der Hand. Das Hamburger Bier, bei dem es zum derben Savoir-vivre gehört, aus der Flasche zu trinken. "Geht's dir gut?", fragt der Junge aus Nantes, der vor 15 Jahren nach Hamburg kam. "Setzen wir uns?"



Das letzte besetzte Haus Hamburgs - die Rote Flora prägt das Image der Schanze. (Foto: Foto: AP)

Das Café steht voll alter Polstermöbel, in die man einsinken muss, um nicht ganz verkrampft zu sitzen. Er schiebt seinen Rücken an die Lehne und beginnt im Plauderton zu erzählen, wie er vier Jahre nach einem Ort für "Perle noire" suchte, sein neues Projekt. Bis er aufs "Zoe 3" stieß, eine schwarz eingerichtete Bar, mit warmem Licht. Am Neuen Pferdemarkt, in der Schanze, hinter der Reeperbahn.

Auf der Reeperbahn hat er einst im Mojo-Club begonnen. Sein Cafe Abstrait war Hamburgs erster Chillout-Club. Mit einer Melange aus Klassik, Jazz und elektronischen Tönen prägte der DJ einen Stil. Hamburgs Club-Szene fand mit der Lounge-Musik international Beachtung.

Heute ist Marionneau in Konzertsälen unterwegs, produziert eigene CD-Reihen und Radio-Shows. Nun will er wieder einen kleinen Club groß rausbringen. "Aber der Kiez interessiert mich nicht mehr", sagt er über die Reeperbahn. Anders die Schanze, "die ist eine Marke geworden".

Es klingt, als ob er Chance sagt, wenn der Franzose den Namen des Viertels ausspricht. Zum Start kamen 400 Gäste, das hat sogar ihn überrascht. Seine Musik ist wie ein Soundtrack zum Lebensgefühl der Latte-Macchiato-Generation. Die ideale Untermalung für den Wandel dieses Stadtteils zum neuen Hamburger Szene-Kiez. Das frühere Schlachthof-Viertel hinter dem St.Pauli-Stadion hat sich in wenigen Jahren zum exquisiten Quartier entwickelt.

"Wenn du sagst, du lebst in der Schanze, klingt das automatisch cool", sagt er. "Es wird zwar ein bisschen edel, aber es ist noch derb genug." Noch vor wenigen Jahren war es zu derb. Als sich eine

offene Drogenszene ausbreitete, zogen Familien weg. Was halfen schöne Altbauten und Kneipen, wenn die Sandkiste erst nach alten Spritzen abgesucht werden musste.

Nebeneinander der Extreme

"Als Mutter musstest du dich rechtfertigen, weil du bleibst", erinnert sich Christiane Hollander, die als Rechtsanwältin für "Mieter helfen Mietern" aktiv ist. Heute hört sie andere Sätze, etwa: "Wow, wie bist du an die Wohnung gekommen!" Die wenigen freien Wohnungen könnten sich nur wenige leisten. "Der Bruch kam mit den Werbern." Sie meint die Kreativen aus PR-Agenturen, die den morbiden Charme des Viertels entdeckten. "Für die ist das der Sumpf, in dem ihre Blüten treiben können".

Rund um die Rote Flora, dem letzten besetzten Haus Hamburgs im Herzen der Schanze, herrscht ein spannendes Nebeneinander der Extreme.

Vom Bahnhof Sternschanze geht es auf dem Weg zum Café unter den Linden, das zu Hamburgs schönsten zählt, vorbei an exzentrischen Läden, die zugleich originelle Schuhe und guten Wein anbieten, an einem riesigen bunten Stand mit Gemüse und Früchten.

Rundherum weitere Shops mit bizarren Schaufenstern, dazu Cafés und Bars, die alle ihren eigenen Stil suchen, mit Namen wie "Omas Apotheke" oder "Mutter".

An der Flora gibt es noch den linken Buchladen und das Jesus-Center, eine Zuflucht für Obdachlose, und einen der Plattenläden des Viertels. Der Handel mit Vinyl war hier nie ausgestorben.

Erst zogen die neuen Trend-Lokale nur Hamburgs Szene an. Heute ist die Schanze ein nicht mehr geheimer Geheimtipp, auch "die Pinneberger" kommen. So nennt man hier mit leichter Herablassung Vorstädter mit Großstadt-Sehnsucht.

In der Roten Flora erinnert sich Andreas Blechschmidt, ein Besetzer der ersten Stunde, wie alles anfing. Vor zwanzig Jahren sollte ein Musical das leerstehende Theater beleben. Junge Leute witterten Kommerz, sie besetzten das Haus. Der Investor musste in einen schmucklosen Neubau. Die Flora blieb besetzt und zog immer neue Generationen junger Linker an.

Der Protest machte das Viertel interessant

Manche heutige Designer entwickelten beim Erstellen von Streitschriften ihr Talent. Es gibt eine Fahrrad- und Motorradwerkstatt, Übungsräume für Bands. Die Konzerte mit "Noise Punk" darf man sich laut vorstellen. An der Fassade hängen Aufrufe zum Kampf gegen Mackertum und das Versprechen, dass keiner "Frieden mit den herrschenden Verhältnissen" schließen werde.

Früh haben die "Floristen" gewarnt: Im Viertel werde für Leute mit Geld saniert. Genau so sei es gekommen, sagt Blechschmidt. Und die Flora habe den Wandel paradoxerweise noch befeuert. Ihr Protest nährte das schräge Image des Viertels.

Mitunter gibt es noch Zoff mit der Polizei. Aber die Flora gilt längst als Hamburger Folklore, wie der Fischmarkt. Den Platz gegenüber hat die Stadtentwicklungsgesellschaft Steg fein saniert, er heißt jetzt Piazza. Ihr Sprecher nennt es "Innenstadt-Belebung wie aus dem Lehrbuch". Die Modernisierung des Quartiers habe den Absturz verhindert.

Vis-à-vis der Flora bieten Bars wie das Transmontana Tapas an. Wenn die Floristen Publikum suchen, müssen sie hier nur eine deftige Demo anzetteln. Schräg gegenüber wirbt ein Naturkostladen für Brause mit dem Slogan "Nur Wasserwerfer machen wacher". Im Design neuer Läden spiegelt sich oft die schrille Ästhetik der Flora.

Auf dem Weg zum Kommerz

Im Viertel wird jeder neue Laden beäugt: Treibt er den Ausverkauf voran? Gerade gibt es Unruhe, weil Pläne für ein McDonald's-Restaurant bekannt wurden. "Wieder ein Zeichen auf dem Weg zum Kommerz", sagt die Anwältin Christiane Hollander. "Nichts für Leute von hier."

In einer Runde in der Kneipe Feldstern beschreibt sie, wie fremd sie sich manchmal vor der eigenen Haustür fühle. Im typisch ironischen Hamburger Ton sagt einer: "Die Lockerheit des Café-Publikums engt mich ein." Wie solle man leben, wenn Cafétische auf dem Gehsteig keinen Platz für Kinderwagen lassen? Oder wenn alte Nachbarn mit Rollwagen nicht durchkommen und beschimpft werden, wenn sie sich beklagen?

Die Gruppe hat eine Genossenschaft gegründet. Ihr "Centro Sociale" in einem alten Backsteinhaus des Schlachthofs soll, so Sprecherin Tina Fritsche, ein Forum werden, wo sich Nachbarn helfen, ohne dass alles Geld kostet. "Es macht weiter Spaß hier, und es ist doof zu sagen, alles war früher besser, als hier lauter Restposten-Läden einzogen", sagt Christiane Hollander. Sie hat gelernt, dass viele der Neuen im Viertel kein Fremdkörper bleiben wollen und "gar nicht unsolidarisch sind".

Man kennt viele Geschichten vom Sterben der urwüchsigen Quartiere in großen Städten. Manchmal aber sterben sie gegen alle Prognosen nicht, weil einfach zu viel Leben in ihnen ist.

"Alle gehören ins Viertel"

Wohl wenige kennen die Schanze so gut wie Norbert Stenzel. Er ist mit seinem Café und der Bäckerei seit 1972 am Schulterblatt. Direkt neben der Flora. Anderswo würde ein gutbürgerlicher Bäckermeister vielleicht schimpfen über Autonome. Von ihm sagen sie, dass er das Typische der Schanze verkörpert, die Toleranz im Umgang. "Wir waren immer der Meinung, dass alle ins Viertel gehören", sagt er. Auch die Flora störte ihn nie. "Wir sollten uns über jeden freuen, der sich engagiert." In unruhigen Zeiten kaufen hier, erzählt er, Polizisten und Protestler ihre Brötchen.

Das Café mit dem schönen Kachelofen und Bildern von Hans Albers verbindet Schanzen-Gegensätze: Auf der Empore sitzen gern alte Herrschaften beim Kännchen Filterkaffee. Vorn wird es unterm prächtigen Leuchter moderner. "Wir haben immer darauf geachtet, dass wir ein bisschen der Schmelztiegel sind."

Rückblickend denkt Stenzel, dass die Schanze stets von jenen geprägt wurde, die nicht viel hatten. "Wer Geld hat, macht 'ne glatte, gerade Sache", sagt er. "Die anderen müssen sich was ausdenken." Daher sorgt ihn, dass sich zunehmend Filialisten breit machen. Aber Angst ums Quartier hat er nicht. "Die neuen Leute kommen ja", sagt er, "weil sie dieses Viertel mögen."

Quelle: <http://www.sueddeutsche.de/reise/hamburgs-schanzenviertel-ein-bisschen-edel-aber-noch-derb-genug-1.361009>

Rundgang Gesichter der Großstadt

Lest euch den Text über einen Stadtteil durch und beantwortet die folgenden Fragen.

Was macht den Stadtteil aus?

Was sind die Besonderheiten?

Wo liegen Probleme/Konflikte?

Osdorfer Born

Ein Ort, an dem du sein kannst, wer du bist (Peter Lau; 04.2012)

Armut gilt als schlimm. Aber wie ist sie wirklich? Ein Besuch in der Hamburger Plattenbausiedlung Osdorfer Born, wo unser Autor aufgewachsen ist.



Foto: Heji Shin

1. Die Siedlung

Wir sind 1968 in den Osdorfer Born gezogen. Es war großartig. Zuvor wohnten wir in einem abbruchreifen Haus neben einer Pferdeschlachtereier, das Klo war eine Treppe tiefer, das heiße Wasser kam aus einem Kessel auf dem Herd. Nun lebten wir in einem modernen Plattenbau mit Blick ins Grüne, Klo in der Wohnung, Zentralheizung, fließend Warmwasser. Es störte uns nicht mal, dass das Hufeisen, das unser Block mit zwei weiteren Blöcken bildete, die Schweinebucht genannt wurde. Der Name war schließlich nicht ganz falsch: In einigen Wohnungen lebten verlotterte, kinderreiche Familien, die man hörte, bevor man sie sah.

„Entspannt“ ist das Wort, das in fast allen Gesprächen über den Osdorfer Born, eine Plattenbausiedlung im Westen Hamburgs, fällt. „Mir ist als Erstes aufgefallen, wie entspannt hier alle sind“, sagt ein Pastor der evangelischen Kirchengemeinde. „Ich finde die Menschen hier ziemlich entspannt“, bestätigt die Leiterin der öffentlichen Bücherhalle. „Man lebt hier so schön ruhig“, erklärt die Sprecherin der Bürgerinitiative Borner Runde. Selbst die Leiterin der lokalen Geschäftsstelle der stadt eigenen Wohnungsbaugesellschaft Saga GWG sagt: „Die Bereitschaft, für Probleme gemeinsam eine Lösung zu finden, ist hier größer als anderswo.“ Schlendert man durch die Siedlung, vorbei an den brutalen Hochhäusern und den tristen kleinen Blöcken, durch das Einkaufszentrum oder über die Feldwege, die hinter der Siedlung ins Naturschutz-Idyll Osdorfer Feldmark führen, spürt man das selber. Die Menschen sind nicht freundlicher als anderswo, nicht gut gekleidet, eher unauffällig. Aber es wird nicht gedrängt, es fallen keine bösen Worte, das Tempo ist moderat. Entspannt.

Sie kennen diesen Ort nicht? Aber sicher haben Sie schon von ähnlichen Siedlungen gehört. Nur andere Sachen: 2011 zündeten Jugendliche vor dem Einkaufszentrum im Osdorfer Born einen ehemaligen Imbisswagen an, in dem Kunst gezeigt wurde. 2007 warf eine Frau ihr neugeborenes Baby aus dem zehnten Stock. 2004 gab es Schlägereien zwischen türkischen und russischen Jugendlichen. Und in den Jahrzehnten zuvor waren die Schlagzeilen ähnlich. Das Viertel am Rande der reichen Elbvororte gilt als Paradebeispiel eines sozialen Brennpunktes. „Wenn in einer Siedlung was los ist“, sagt Maria Meier-Hjertqvist, Sprecherin der Initiative Borner Runde, „nimmt man gerne Bilder vom Osdorfer Born, auch wenn es dort nicht passiert ist.“

Diese Popularität verdankt der Stadtteil vor allem seiner Architektur. Er wurde als Musterbeispiel eines neuen sozialen Wohnungsbaus geplant. Zwischen 1967 und 1971 auf rund einem Quadratkilometer errichtet, sollten dort etwa 15000 Menschen in modernen, gut ausgestatteten Wohnungen mit günstigen Mieten leben. Viele Grünflächen und Einkaufsmöglichkeiten, gute Schulen und eine U-Bahn-Anbindung in die City sollten die Siedlung attraktiv machen. Zudem waren 15 Prozent der Geschossfläche für Eigenheime vorgesehen, was für einen gesunden sozialen Mix aus Mittelschicht und Unterschicht sorgen sollte.

Dann wurde gebaut. Die Eigenheime kamen an den Rand des Viertels. Die Läden ballten sich in zwei Zentren, zu denen je eine Kneipe gehörte, kein Restaurant und kein Veranstaltungsort. Die einzige Schule war bald überfüllt, weitere Schulen wurden eilig in Baracken untergebracht, das Gymnasium eröffnete drei Jahre nach Fertigstellung der Siedlung. Den U-Bahn-Anschluss gibt es bis heute nicht. Nur die Architektur war tatsächlich, nun ja, repräsentativ: Zwei „Wohnbänder“, etwa 500 Meter lange Hochhausreihen, von denen eines dank versetzt angeordneter Balkone wie zerhackt wirkt, prägen bis heute das Bild des Osdorfer Borns. Sie wurden bald zu einem Symbol der Fehlplanung im sozialen Wohnungsbau.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Utopie in einen Albtraum verwandelte. Ich erinnere mich, als wir, noch vor der Fertigstellung der Siedlung, einen damals prominenten Fernsehmoderator beobachteten, der über sie berichtete: an einem Sonnentag auf einer Wiese vor einem kleinen Block. Solche Bilder gab es nie wieder. Gezeigt wurden später die Hochhäuser, dazu fielen die Stichworte Anonymität, Gewalt, menschenunwürdig. Wir wussten nicht, wovon gesprochen wurde. Wir gingen bei den Nachbarn ein und aus, kannten jeden in unserem Block mit vier Häusern à sechs Parteien, hatten den Postboten in der Küche sitzen, besuchten die übergewichtige Zeitungsfrau, um deren Mofa wir uns Sorgen machten, wenn es sich unter ihr bog.

Heute leben im Osdorfer Born Menschen aus rund 70 Nationen, vor allem solche mit wenig Geld. Alte gibt es mehr als früher, auch weil viele, die herkamen, geblieben sind. Ein Drittel der Bewohner, schätzt eine Gesprächspartnerin, sind noch aus dem Erstbezug, es sei eher ein Fünftel, meint eine andere. Jedenfalls sind es nicht wenige, was für die Siedlung spricht.

Doch das Bild vom Born ändert sich nicht. Eher wird es mit Gewalt zurechtgebogen. Ein Mitarbeiter der Straßensozialarbeit, die sich unter anderem um Schulabbrecher kümmert, sagt mir am Telefon, dass sie oft versucht hätten, mit Journalisten zu reden, aber immer ent-, wenn nicht gar getäuscht wurden. Als Beispiel nennt er ein Fernsehteam, das Kindern 100 Euro zahlte, damit sie sich Waffen besorgen und dann filmen lassen. Die Arbeit der Straso, wie sie im Viertel genannt wird, wird überall in höchsten Tönen gelobt, doch in diesem Text ist sie kein Thema: Die Straso spricht nicht mehr mit der Presse.

2. Armut

Soweit ich mich erinnere, sind wir immer arm gewesen. Meine Mutter hat nie einen Beruf erlernt, mein Vater war ein kleiner Gauner, der dauernd erwischt wurde. Heute würde man sagen, er war einer der Hunderttausenden vom Krieg traumatisierten Männer, die sich mit Alkohol selbst therapierten, doch damals war er nur ein weiterer Kerl, der das Haushaltsgeld vertrank, bis er sich totgesoffen hatte. Danach lebten meine Mutter und ich von Sozialhilfe. Das ging gut. Wir hatten eine Sachbearbeiterin im Sozialamt, die uns kannte und sich kümmerte.

„Es gibt zwei Probleme, die hier alle haben: Das Geld reicht nicht. Und die Anträge werden nicht verstanden“, sagt Andrea Hitter. Die Sozialpädagogin leitet die Elternschule Osdorf, die Kurse für Kinder und Eltern anbietet, wo man sich beraten lassen oder andere Eltern treffen kann. Wir sitzen an einem Vormittag im Büro der 54-Jährigen, durch die Tür hört man Kinderlachen und Geschirrklopfen: Zehn Mütter und ihre Kleinen haben sich heute im Kursraum zum Basteln und Klönen getroffen. Jede zahlt zwei Euro für die Kursleitung, das Bastelmaterial und Kaffee. Wer keine zwei Euro hat, gibt einen.

„Man kann sich nicht vorstellen, was man bei den Behörden alles beantragen kann“, sagt Hitter. „Und wie das alles miteinander zusammenhängt! Es ist eine Flut von Formalitäten, durch die ich auch nicht immer durchsteige. Dauernd ändert sich etwas.“ Die ebenso resolute wie empfindsame Frau erinnert sich gut daran, dass früher ein Sachbearbeiter für alle Belange zuständig war. „Das war ganz niedrigschwellig. Doch das gibt es nicht mehr.“ Niedrigschwellig sind heute nur noch nichtstaatliche Hilfen. Die Hamburger Tafel zum Beispiel: Sie verteilt im Born jede Woche Lebensmittel an rund 700 Familien. Die Armut sieht man den Menschen dort häufig von weitem an: Sie sind blass oder überbräunt, ausgezehrt und zugleich übergewichtig, müde. Und man spürt, dass sie diese Unterstützung brauchen. „Es fehlt überall an Geld“, sagt Andrea Hitter, „vor allem für Kinderkleidung: für den Schneeanzug, für Schuhe.“

Wir bekamen unsere Bekleidung einige Zeit aus der Kleiderkammer im Bieber-Haus am Hamburger Hauptbahnhof, wo man stundenlang warten musste, um dann drei Hosen, drei Jacken oder drei Hemden vorgelegt zu bekommen, aus denen man auswählen durfte. Die Armen trugen alle das Gleiche, man erkannte sie schon von ferne. Später gab es Kleidergeld, das man selber ausgeben durfte, sodass die Sozialhilfeempfänger fortan unterschiedlich, aber nicht unbedingt besser gekleidet waren.

Andererseits ist die Armut keineswegs total. Eine Mitarbeiterin der stadteigenen Wohnungsbaugesellschaft, die hier 2820 Wohnungen verwaltet, etwa 70 Prozent des Bestandes, wundert sich über die Elektronik-Ausrüstung vieler Mieter. Am Monatsanfang, sagt sie, finde man überall Kartons von Flachbildschirmen und Computerspielkonsolen. Dabei hat sie keinen Zweifel daran, dass viele Leute wirklich kein Geld haben. Aber es stellt sich schon die Frage, ob diesen Menschen einfach nur fehlt, was sie für Kredite zahlen müssen, die sie aufgenommen haben, um sich etwas zuzulegen, von dem sie gehört haben, dass man das heute hat. Sagen wir mal: eine Heimkinoanlage.

Klar, das kennt man. Und auch für Sozialpornografie gibt es hier Stoff: Familien, die in der dritten Generation von Transferleistungen leben, Kinder, die sich bereits in der Kita als Verlierer fühlen, minderjährige Schwangere. Aber abgesehen davon, dass sich hinter all diesen verratzten Leben ein

Elend und eine Traurigkeit verbergen, die unerträglich wären, würde man genau hinsehen, sind sie eine Minderheit.

Häufiger sind Menschen wie Bernd Meier, ein Maschinenbauingenieur, der zuletzt als Betriebsleiter arbeitete. Der heute 62-Jährige wurde 2005 arbeitslos, als seine Firma insolvent war, und stellte fest, dass er in seinem Beruf Entwicklungen verpasst hatte, die er nicht aufholen konnte. Er hatte ein „Schonvermögen“, wie er sagt, von dem er und seine Frau nun leben. Sie erlauben sich jeden Monat ein Budget von 1200 bis 1400 Euro für alle Kosten. „Wir schreiben uns einen Einkaufszettel, und wenn man im Laden etwas sieht, wo die Hand zuckt, muss man sich sagen: Das brauche ich nicht unbedingt.“

Meier sieht in der Knappheit eine Chance: „Wenn ich im Kleiderschrank vier Pullover habe, bricht die Welt nicht zusammen, wenn ich mir keinen fünften kaufe.“ Er kenne viele Leute, die zuerst an Geldmangel gelitten hätten, um sich dann mit der Situation zu arrangieren und etwa in eine kleinere Wohnung zu ziehen, wo sie nun glücklicher seien. Er kenne aber auch Verzweifelte: „Menschen, die sich immer alles leisten konnten, leiden, wenn sie das Bild, das sie von sich hatten, aufgeben müssen.“

Neben armen Arbeitslosen gibt es auch arme Arbeitnehmer im Born. Sie fahren morgens mit dem Bus, der immer zu spät kommt und immer zu voll ist. Zu einer Arbeit, die kaum einer machen will und für die sie trotzdem nur wenig bekommen. Und stehen dann abends vor einer Familie, die schon so lange nicht mehr weiß, wie es weitergehen soll.

3. Keine Arbeit, keine Freizeit

Wie schon erwähnt, wurde in meiner Familie nicht gearbeitet, und so war auch Arbeitslosigkeit für uns kein Thema. Um uns herum war das anders. Alle Männer arbeiteten, die Frauen kümmerten sich derweil um Haushalt und Kinder. Das Geld war trotzdem überall knapp, und so wurde nach Feierabend schwarz gearbeitet. Ich war als Kind nur einmal bei einem Friseur, weil danach der Friseur zu uns kam. Er wohnte mit einem Haufen Kinder und Tieren in einer Schrebergartenhütte. Ganz sicher war er froh über ein paar Mark extra, außerdem kam er so ganz schön rum.

Die Arbeitslosigkeit liegt im Osdorfer Born über dem Hamburger Durchschnitt, aber für einen größeren Teil der Armut sind Niedriglöhne verantwortlich, die dafür sorgen, dass die Menschen weder Zeit noch Geld haben. „Bewegungskurse werden bei uns gut angenommen“, sagt Andrea Hitter von der Elternschule, „Musik ebenfalls, aber Kurse mit Kunst laufen gar nicht. Die Eltern schaffen es nicht, dem Kind einen Malkurs zu ermöglichen, weil sie dafür im Alltag keinen Raum haben. Alles ist für sie eine Herausforderung: das Geld, die Ämter, die Arbeit, der Haushalt, das Leben mit dem Partner und so weiter.“

Diese Überforderung kennt auch Tobias Woydack, einer der Pastoren der evangelischen Maria-Magdalena-Kirchengemeinde. „Es heißt immer Managerkrankheiten, wenn es um die Folgen von Stress geht, um Burn-out, Angstzustände, Bluthochdruck, Herzrhythmusstörungen und so weiter. Aber Manager haben zumindest mal eine Auszeit. Die Leute hier sind die ganze Zeit dabei, ihr Leben auf die Reihe zu kriegen. Und das stresst sie.“

Woydack kam 2007 in den Osdorfer Born. Es ist seine erste Pastorenstelle. Sein Vikariat hat er im wohlhabenden Eppendorf gemacht, und so war der Wechsel heftig, aber inzwischen ist ihm das Viertel ans Herz gewachsen. Arbeit, sagt der 37-Jährige, sei wichtig fürs Selbstwertgefühl, für die

Anerkennung, fürs soziale Umfeld. Und all das fehle vielen Menschen. Andrea Hitter sieht das genauso. Früher, sagt sie, machte man eine ehrliche Arbeit, und wenn das Geld nicht reichte und man arm war, war das okay — man hatte einen Wert, weil man etwas tat, etwas konnte. „Aber heute gibt es Menschen, die gar nichts mehr machen können: Für viele gibt es keine Tätigkeiten mehr.“

Und dann erzählt sie die Geschichte des Mannes, von dem seine Frau sagte, er sei bei der Bank. „Wir haben uns gewundert, weil der Mann nicht so aussah, aber es stellte sich dann heraus, dass er Bote war. Eines Tages erzählte die Frau, ihr Mann habe ihr ein großartiges Geschenk gemacht: 'Ich habe eine Pflegeserie von ihm bekommen.' Da hat er für seine Frau Seife, Duschbad und Deo von CD gekauft, das war ihre Pflegeserie. Sie fand dann, wie sie sagte, ebenfalls eine 'wunderbare' Anstellung — sie arbeitete hinter einer Wursttheke. Und irgendwann erzählte sie, sie hätten jetzt ein Boot. Das war ein Gummiboot, mit dem sie jedes Wochenende in öffentlichen Verkehrsmitteln zur Elbe fuhren. Diese Menschen hatten wenig Geld, aber das war keine Armut. Den Stolz, mit dem sie alles getan haben, hat mich berührt. Doch diese Haltung ist selten geworden.“

4. Rauskommen

Meine Mutter war der Meinung, dass ich zumindest etwas von der Welt sehen sollte, wenn wir schon kein Geld hatten, und so waren wir in der ganzen Stadt unterwegs. Wir kannten viele Leute: Fahrstuhlführer in Kaufhäusern, die alle kriegsbeschädigt waren, Vertreterinnen großer Lebensmittelfirmen, die in Supermärkten Kostproben ihrer Produkte anboten, die Klofrau im Elbe Einkaufszentrum, Frau Süß, bei der wir oft lange saßen. Mit zwölf war ich schon allein unterwegs, immer mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

In anderen Stadtteilen gibt es Cafés, Restaurants, Kinos, die die Menschen abends aus dem Haus locken. Im Born gibt es so gut wie nichts. Zwei Dönerbuden. Eine Bowling-Halle, immerhin. Zwei Kneipen, die nicht so aussehen, als wären neue Gäste willkommen. Das Einkaufszentrum ist nachts zu. Um zehn Uhr abends trifft man auf der Straße nur noch Hundebesitzer. Es gäbe also gute Gründe, das Viertel zu verlassen. Aber die Menschen tun es nicht. „Eines der Hauptmerkmale von Armut“, sagt Tobias Woydack, „ist Immobilität. Die Leute kommen hier nicht raus. Wir haben hier Kinder, die noch nie die Elbe gesehen haben.“ Fünf Kilometer Luftlinie. Mit dem Fahrrad, na, sagen wir 15 Minuten.

5. Hilfe und Selbsthilfe

Mir war klar, dass wir arm waren. Wir kauften billiges Rindfleisch in der Dose, hatten Buttermarken, und wenn die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) in der Vorweihnachtszeit Lebensmittel von unseren Brüdern und Schwestern im Osten billig anbot, griffen wir froh zu. Am Ende des Monats ging meine Mutter oft zur Sparkasse, wo sie um 20 Mark bat, damit wir etwas zu essen kaufen konnten. Andererseits lebten wir im Überfluss. Wir bekamen von den Nachbarn Bücher, Kleidung, Schallplatten, Spielzeug, tausend Sachen. Es war normal, in diesen Kramkreislauf hinabzutauchen, der durch die Siedlung floss, wie es normal war, sich Lebensmittel zu borgen. Wir lebten nicht allein.

„Der Born ist ein Dorf“, sagt Maria Meier-Hjertqvist. „Man achtet aufeinander. Wir haben sehr gute Hausgemeinschaften. Erinnern Sie sich an die Frau, die vor ein paar Jahren ihr Baby vom Balkon geworfen hat? Die kannte im Haus keiner. Wenn man die gekannt hätte, wäre das vermutlich nicht passiert.“ Die 63-Jährige lebt seit 1978 im Osdorfer Born, seit 2000 ist sie Mitglied der Borner Runde. Damals entstand die Bürgerinitiative im Rahmen der Quartiersentwicklung, die von der Stadt in

Auftrag gegeben worden war. Etwa hundert Menschen kamen zum ersten Treffen, sie sahen schnell Erfolge, und bald machte sich die Gruppe selbstständig. Seitdem hat die Initiative für etliche Verbesserungen gesorgt, unter anderem für eine neue Busverbindung in die Innenstadt. Und für ein Bürgerhaus, das Ende 2012 eröffnet werden soll.

Wir sitzen im Stadtteilbüro, wo sich viele Initiativen treffen. Am Nebentisch wartet eine Gruppe pakistanischer Frauen, von denen eine singt, ein junges indisches Paar meldet sich für einen Sprachkurs an, einmal unterbricht uns ein Araber, der etwas erzählen will. Die Borner Runde ist im Viertel höchst geachtet, man kommt mit Sorgen auf sie zu, und so hat die arbeitslose Verwaltungsangestellte viel zu erzählen. Das meiste fällt in zwei Kategorien: groteske Fehlplanungen, wie parallele Fahrstühle in Hochhäusern, die jeweils nur in jedem zweiten Stockwerk halten, sodass sich Menschen, die direkt übereinander wohnen, nie begegnen. Und engagierte Bürger, Initiativen, Hilfsorganisationen, die sich um solche Probleme kümmern.

Meier-Hjertqvist erzählt auch von der Fehlplanung, von der viele meinen, sie habe dem Viertel das Genick gebrochen: der Fehlbelegungsabgabe. 1990 wurden Mieter öffentlich geförderter Wohnungen verpflichtet, einen Ausgleich zu zahlen, wenn ihr Einkommen eine bestimmte Marke überschritt. Die Idee war, den Mehrwert abzuschöpfen, aber zumindest im Osdorfer Born führte sie dazu, dass die Besserverdiener wegzogen. Dann waren sie fort, die Wortgewandten, Aktiven, Selbstbewussten.

Die Quartiersentwickler suchten also neue Macher, veranstalteten Mieterfeste und vergaben Beetpflegetatsachen, sodass sich die Menschen vor ihrer Haustür bei der Arbeit treffen. Die Saga GWG förderte die Umwandlung von Rasenflächen in private Gärten, vor einigen Blocks stehen heute kleine Schreberhütten. „Die Mieter haben gerne ein Mitspracherecht, wenn es um ihre Belange geht“, sagt Judith Swyzinski, die Geschäftsstellenleiterin der Saga GWG im Osdorfer Born. „Aber sie engagieren sich auch, wenn sie Gelegenheit dazu bekommen.“

Außerdem wurden in den Eingängen der Hochhäuser „Logen“ eingebaut, kleine Büros, die bis heute über Eingliederungsmaßnahmen von Langzeitarbeitslosen besetzt werden. Diese Portiers nehmen Post an, räumen vor dem Haus auf, informieren die Hausmeister über anstehende Reparaturen, erhöhen das allgemeine Sicherheitsgefühl und sorgen für Austausch — Klatsch nannte man das früher, als es noch ohne Hilfe ging. Zu jeder Loge gehört ein Gemeinschaftsraum mit einer Küchenzeile, in dem sich die Mieter treffen können.

Das alles waren keine großen Taten. Die teuerste Neuerung waren wohl die Logen — Umbauten und Durchbrüche im Plattenbau sind aufwendiger als in gemauerten Häusern. Auch bei der Borner Runde sind nur 20 Menschen immer aktiv. Aber das reicht, denn sie haben das Viertel hinter sich. In der Regel, sagt Meier-Hjertqvist, sind die Nichtdeutschen besser vernetzt, so wie das überall unter Zuwanderern ist. Aber jeder Tag bringt neue Möglichkeiten. Andrea Hitter von der Elternschule sagt: „Die Vernetzung findet in den Hilfsprojekten statt, in der Elternschule, im Sprachkurs.“ Sie erzählt, wie die Leiterin der Bücherhalle zu einem Treffen für minderjährige Mütter kam und sich am folgenden Tag mehrere Mütter dort anmeldeten. Sicher, Kleinigkeiten. Aber um mehr geht es nicht. Maria Meier-Hjertqvist erzählt: „Früher kam ab und zu der spätere Wirtschaftssenator Ian Karan vorbei, um mit den Kindern Tischtennis zu spielen — wer gegen ihn gewann, bekam zehn Euro. Das hat einen der Jungen so weit gebracht, dass er heute in einem Verein aktiv erfolgreich spielt.“

6. Angst

Wir hatten nichts zu verlieren. Wir waren arm, und das würde so bleiben. Auf die Idee, die Hilfe zum Lebensunterhalt zu streichen, weil wir etwas nicht verstanden oder getan hatten, wäre keiner gekommen. Und wir wären auch nie darauf gekommen, so zu tun, als wären wir nicht arm. Armut war eine akzeptable Lebensform.

Das öffentliche Leben im Osdorfer Born ist ein Matriarchat. Die Frauen kümmern sich um die Kinder, den Haushalt, den Austausch. Die Vernetzung findet unter den Frauen statt. Die Männer arbeiten, und wenn sie arbeitslos sind, hängen sie vor dem Fernseher oder dem Computer rum. Haushalt und Kindererziehung sehen sie nicht als ihre Aufgabe an. Und weil es eine Schande ist, arbeitslos zu sein, lässt man sich draußen nicht gern sehen.

„Es gibt überall den Wunsch, einen gutbürgerlichen Eindruck zu machen“, sagt Andrea Hitter. „Man möchte dem Bild einer normalen Familie entsprechen, auch wenn dieses Bild völlig absurd ist. Aber die Leute haben das Gefühl, dass sie immer falsch sind. Schon wenn sie den Kreißaal verlassen, erzählt man den Müttern, was sie zu tun haben, um ihr Kind zu schützen und zu fördern. Und natürlich schaffen sie nicht alles.“ Nur das eigene Leben ist nirgends ein Thema. Tobias Woydack sagt: „Armut taucht im öffentlichen Leben nur noch als Problem auf. Was früher im Fernsehen zu sehen war, war viel näher am Leben der Armen. Früher hatten einige Leute große Autos, für die anderen waren die unerreichbar. Heute haben alle das Gefühl, sie müssten große Autos fahren.“

Dann erzählt Woydack von den drei Mädchen, die zu einer Israelfahrt einer anderen Kirchengemeinde eingeladen waren. Ein Sponsor war da, alles finanziert. Doch die Eltern wollten nicht, dass ihre Kinder dabei sind. Das war die Variante eines Satzes, den man hier von Eltern hört: „Ach, was willst du eine Ausbildung machen, du kommst doch auch so durch.“ Das ist die Angst. Angst davor, dass die Kinder etwas schaffen, was ihre Eltern nicht geschafft haben, dass sie begreifen, dass ihre Eltern gescheitert sind. Unseren Kindern soll es mal besser gehen? Bloß nicht!

Woydack wünscht sich mehr Mittelschicht im Viertel. „Es wird immer so sein, dass es Arme und Reiche gibt“, sagt er. „Nur sind die Unterschiede in den vergangenen Jahren sehr gewachsen. Und die Frage ist, wie man diese Schere wieder zusammenbekommt.“ Mehr Mittelschicht in den Osdorfer Born? Stefanie Wilken, die Leiterin der Bücherhalle, schüttelt den Kopf. „Das würde vielleicht die Kaufkraft erhöhen, aber sonst?“

7. Zivilgesellschaft

Heute lebe ich in einem vermeintlich besseren Stadtteil, der in fast jeder Hinsicht das Gegenteil vom Osdorfer Born ist: Die Häuser sind schön, die Einkommen hoch, es gibt Restaurants und Kneipen im Überfluss, einen Busbahnhof, mehrere S-Bahn-Linien und einen Fernbahnhof in Laufweite. Nur die Menschen sind alles andere als entspannt. Keiner hat Zeit, alles ist voll, überall wird gedrängelt, es gibt keine Parkplätze. Und alle stehen im Wettbewerb. Zum Beispiel mit ihren Kindern: In den Parks schieben die Eltern ihre Babys in 1000-Euro-Karren durch die Gegend, die Kleinkinder aus den mehrsprachigen Kitas sind alle hochbegabt, sind sie älter, werden sie in riesigen Autos von Förderung zu Förderung kutschiert. Es ist, als hätte sich die Mittelschicht an ihrem eigenen Bild verschluckt und müsste nun die ganze Zeit beweisen, dass das Stück, das sie abgebissen hat, nicht zu groß war.

Stefanie Wilken ist ein Goldstück. Ich frage sie, ob sie viel Elend im Born sieht, und sie lacht wie eine Lehrerin in einer Hasenschule und sagt: „Nein, überhaupt nicht. In Bücherhallen in besser gestellten

Stadtteilen streiten sich die Leute eher um 20 Cent. Wir dagegen haben hier ganz selten Diskussionen über Gebühren. Es ist hier alles sehr kleinteilig, vielleicht ist das der Grund dafür, dass man netter miteinander umgeht, auf Augenhöhe.“ Als sie herkam, wusste die 31-Jährige nichts über den Born, heute, sagt sie, ist es ihr zweites Zuhause.

Wilken erzählt, dass alles gelesen und mit den Bücher gut umgegangen wird; im vergangenen Jahr seien nur sechs Gartenbücher weggekommen. Während wir uns unterhalten, an einem Tisch mitten im Raum, kommen immer wieder Kinder vorbei. „Die Kinder“, sagt die Bibliothekswissenschaftlerin, „sind hier sehr selbstständig. Die kommen alleine in die Bücherhalle und kümmern sich selber um Veranstaltungen.“

Gefragt nach dem Grund, warum er Pastor geworden sei, hat Woydack geantwortet: „Mein Vater war Pastor, und eigentlich wollte ich das nicht werden. Aber dann habe ich Zivildienst in der Psychiatrie gemacht und dort festgestellt, dass der Gottesdienst die einzige Zeit war, wo die Menschen sein konnten, wie sie sind. Den Rest der Zeit wollten immer alle, dass sie anders sind.“ Für die Kinder ist der Born vermutlich so ein Ort, wo du sein kannst, wer du bist. Von überforderten Eltern vor die Tür gesetzt, vagabundieren sie durch das Viertel, ohne dass sie einer kontrolliert. Es gibt Leute, die nennen so etwas Verletzung der Aufsichtspflicht, aber ich bin auch so aufgewachsen, und ich nenne es Freiheit. Und manchmal, in guten Momenten, gibt es die sogar für Erwachsene. „Ein Unterschied zu anderen Vierteln“, sagt Hitter, „ist vielleicht, dass man sagt, wenn man etwas nicht kann, wenn man zum Beispiel nicht weiß, wie man einen Antrag ausfüllt. Das traut man sich in gutbürgerlichen Vierteln nicht. Aber hier ist das keine Schande, denn hier weiß das kaum einer.“

Einmal im Monat findet die Stadtteilkonferenz statt. Dort treffen sich Vertreter aller Hilfseinrichtungen, der Wohnungsbaugesellschaften und der Schulen, Polizisten, Quartiersentwickler. 30, 40 Menschen sitzen dann zusammen und unterhalten sich über alles, was anliegt: Die Bauarbeiten für das Bürgerhaus haben begonnen — Begeisterung. Die Chefin des Klick Kindermuseums, der einzigen Einrichtung im Born, die Besucher aus anderen Stadtteilen anzieht, erzählt, dass sie einen Ableger in der Hafencity eröffnen werden. Die Borner Runde ist mal wieder mit einem Verkehrsproblem beschäftigt, doch seit Wochen laufen die Bürgerarbeiter gegen verschlossene Türen, „und mittlerweile“, sagt Meier-Hjertqvist, „sind wir ziemlich auf Krawall gebürstet“.

Immer weiter geht es in der Tagesordnung, um die sich als Moderatorin heute Wilken kümmert. Man berichtet, tauscht sich aus: „Wir sollten später noch mal in Ruhe darüber sprechen“, „wir sollten das koordinieren.“ So kann es gehen: Man sucht einen sozialen Brennpunkt und findet die Zivilgesellschaft.

Quelle: <http://www.brandeins.de/archiv/2012/kapitalismus/ein-ort-an-dem-du-sein-kannst-wer-du-bist.html>

Rundgang Gesichter der Großstadt

Lest euch den Text über einen Stadtteil durch und beantwortet die folgenden Fragen.

Was macht den Stadtteil aus?

Was sind die Besonderheiten?

Wo liegen Probleme/Konflikte?

Hamburg-Mitte

Guck mal, wer hier im Gängeviertel lebt (Joachim Mischke, Matthias Rebaschus und Roland Magunia; 19.01.2013)

Sie malen, gestalten, schrauben an Fahrrädern und debattieren beim Tee, wie man Basisdemokratie macht. Ein Rundgang durchs Gängeviertel.



Foto: Roland Magunia , Street-Art an einem Haus im Gängeviertel

Der schmale Weg unter dem Baugerüst, das seit acht Jahren an einem der Gängeviertel-Häuser an der Caffamacherreihe festgewachsen zu sein scheint, hat eine heimelige, dunkle Atmosphäre wie eine Höhle. An der Ecke findet man die "Jupi"-Bar: eine alte Eckkneipe, die heute Treffpunkt, Kleinkunsthöhle und informelle Schaltzentrale für alle ist, die "ins Viertel" gehen. Zu erkennen ist das allerdings kaum, denn wie alles im "Viertel" scheint die mehr als 100 Jahre alte Schankwirtschaft fest im märchenhaften Dornröschenschlaf zu schlummern. Leerlauf, wie einige meinen. Manche empfinden es sogar als Stillstand.

"Ist das Kunst oder kann das weg?", steht auf einem Plakat, das am Tresen hängt und eine Auktion mit Selbstgemachtem ankündigt. Darüber hat jemand schwungvoll "Kunst is, was ich brauch" auf ein Stück Papier geschrieben. Fast nichts hat sich seit der Kaiserzeit in den drei Räumen geändert. Im Eisenofen flackert das Feuer, oberhalb der kleinen Treppe fällt die neue Zeit mit einem vernarbten DJ-Pult und einer Kaffeemaschine kaum auf. Verena bringt ihren selbst gebackenen veganen Schoko-Kuchen und serviert Kaffee. Der Kaffee ist stark, der Kuchen von Großmutterqualität. Zwanglos wandern Hartgeld und Scheine in die Spenden-Blechdose.

Weil die Internetverbindung im Viertel nicht wirklich funktioniert, hängt an der Wand ein Holzkästchen mit 31 namentlich gekennzeichneten Fächern, in die Zettel gesteckt werden. Analoge Post wie zur Kutschenzeit. Aber wann kommt endlich der Postillon und verkündet den Baubeginn? Die Anwesenden sitzen in Sesseln bei Selbstgedrehten. Einer schnitzt an einem Damen-Armreif.

Gängeviertel-Romantik pur, heimelig und welpennett, wie aus dem Bilderbuch. Doch diese Geruhsamkeit schmeckt nicht allen.

Als das Gängeviertel, ein Gebäudekomplex zwischen Valentinskamp, Caffamacherreihe und Speckstraße, vor mehr als drei Jahren von den Stadtoberen fast vollständig zum Abriss freigegeben worden war, regte sich ein erstaunlich großer Protest in Hamburg. Das ebenso historische wie morsche Quartier, in dem immerhin der Hamburger Ehrenbürger Johannes Brahms zur Welt kam, wurde zum bundesweit beobachteten Symbol des Kampfes gegen profitversessene Investoren. Die kreative, von freundlichen Menschen sehr liebenswert organisierte Hausbesetzung fand für ihre Stadtentwicklungs-Ideen auf kleinem Raum Unterstützer in etlichen Bevölkerungsschichten, bis tief ins bürgerliche Lager hinein. "Ja, wir sind ein Stück weit konservativ", erklärt Gängeviertel-Sprecherin Christine Ebeling, "aus unserer Sicht soll so viel wie möglich von der alten Substanz erhalten bleiben."

Besucher des Gängeviertels gehen langsam, immer wieder den Kopf hebend oder auch die Handykamera: Jüngere machen sich ein Bild vom historischen Häuserensemble, und das so ausführlich, als wollten sie ein Stück vom Viertel für sich selbst. Viele wundern sich, "dass es so klein ist", nur zwölf Häuser alles in allem. Eine überschaubare Angelegenheit. Ältere Menschen haben offensichtlich den Bedarf, sich lange zu unterhalten, immer wieder auf etwas zu zeigen, das Erinnerungen weckt.

Die Ruhe im Viertel hat auch damit zu tun, dass der weithin wahrgenommene Kampfgeist der Besetzung sich verflüchtigt hat. Die Wogen haben sich geglättet. Verträge wurden unterzeichnet und ein integriertes Entwicklungskonzept aufgestellt. Die Stadt sah einige Fehler ein und korrigierte sie. 20 Millionen Euro - sowohl von der Stadt als auch von der EU - sollen investiert werden: für die Sanierung des historischen Quartiers, Arbeitsräume für Künstler und Wohnraum für Nicht-Künstler.

Hamburg gilt an dieser Adresse plötzlich als Vorzeigestadt eines Beispiels friedlicher Stadtentwicklung für Bewohner und, endlich einmal, eben nicht für glasglatte Visionen von Investoren. Die Sensation war perfekt, die Kehrtwende der Politik amtlich. 2011 wurde das Viertel von der Unesco zum "Ort kultureller Vielfalt" gekürt. Seitdem reisen die Gängeviertler durch ganz Europa und halten Vorträge, wie man so etwas hinbekommt, diesen Mikrokosmos aus Farben, Erfindungsreichtum und Argumenten.

Tja. Schön. Sehr schön. Und nun?

Nun geht es um die durchaus mühsame Umsetzung des vielen Kleingedruckten aus der Kooperationsvereinbarung zwischen Gängeviertel, Stadt und STEG als neuem Treuhandeigentümer. Nun wird mehrfach wöchentlich über den besten Weg in die Selbstverwaltung getagt, beraten, kritisiert, verbessert, vertagt; dann wird im Zweifelsfall noch mal diskutiert, gestritten und sich geeinigt oder auch nicht. 150 Personen bilden den inneren Kreis, der beschließt oder verwirft. Für den Rest der Welt, auf der anderen Seite der dann verschlossenen Türen, ist das oft wohl nur schwer nachvollziehbar.

"Seinen Viertelkoller holt sich hier jeder ab", meint Darko Caramello, Künstler, Aktivist der ersten Stunden und als Moderator zwischen den Genossenschaftsfraktionen bekannt. Er kann sich ein leichtes selbstironisches Grinsen über den "fluktuierenden Haufen" nicht verkneifen, während er einige seiner Bilder holt. Basisdemokratie, erkennbar an den ständigen Fachgruppensitzungen, ist echter Stress, erst recht für Künstler, die anderes im Kopf haben. Irgendwann, wenn es tatsächlich

saniert ist und alle wieder staunen, wird man sagen: Die eigentliche Leistung liegt darin, den nervenaufreibenden inneren Kampf schließlich doch noch gewonnen zu haben.

"Man muss nicht ständig über alles entscheiden, sonst geht das Viertel daran kaputt", meint Darko, während er in seinem Atelier zur Begrüßung Schokoladenriegel und Orangensaft serviert. "Wie verhindert das Viertel manchmal ist", wundert er sich. "Verantwortung abgeben und loslassen, das ist hier ein großes Thema." Seit Beginn der Gängeviertel-Wiedergeburt kamen nicht nur vier Kinder von Paaren, die sich dort kennengelernt hatten, zur Welt. "Mehr als ein Viertel"; die offizielle 238-Seiten-Chronik zum dritten Geburtstag des Quartiers listet neben fünf Platzverweisen auch "ernsthafte Nervenzusammenbrüche" auf. Bezeichnenderweise ohne endgültige Zahl. Schon das Buch an sich ist ein vierteltypischer Widerspruch: ein dekoratives Coffetable-Buch über eine subversive Aktion aus Kunst, Politik und Protest.

Momentan wird noch geplant, im März oder April sollen die Bauarbeiten an den ersten Häusern beginnen, auch an den Strukturen des Viertels wird noch gefeilt. Wer bekommt hier wie viel zu sagen, und wem, und warum, und für wie lange? Und wer bezahlt es dann, wenn es jenseits der hier sehr weit verbreiteten Selbstausbeutung stattfindet? Der Fragenkatalog hat noch viele Spielräume. Keiner spricht es aus, doch alle wissen es: Bei scheiternden Verhandlungen könnte durchaus wieder das Schild mit dem Wort "besetzt" an die Tür gehängt werden. Und niemand weiß, wie dann die Haltung der Stadt und ihrer Bürger wäre, nach so viel Bewegung, so vielen Verabredungen, so vielen Investitionszusagen, so viel Hin und Her und Vor und Zurück.

"Es ist ein großer Erfolg, dass es gelungen ist, die Sanierung des denkmalgeschützten Gängeviertels auf den Weg zu bringen", findet Kultursenatorin Barbara Kisseler und: "Es wird noch viel Kraft, langer Atem und guter Willen auf allen Seiten nötig sein, um das Viertel langfristig zu einem kreativen und lebendigen Ort für alle zu entwickeln." Was man so verlautbaren kann, wenn man als politische Instanz mittendrin ist im Werden und Weichenstellen und es mit sehr individuellen Zeitgenossen zu tun hat, die sie als "sehr engagierte, vielfältige Gruppe" bezeichnet. "Nicht alle hier sind Künstler", sagt Ebeling, aber angesichts des kräftezehrenden ehrenamtlichen Engagements "sind wir alle auch Lebenskünstler".

Ein gewisser Normalzustand hat Einzug gehalten in den zwölf historischen Häusern, die in teuerster City-Lage ein komplett anderes Selbstverständnis von Stadt und Kunst demonstrieren, als es der Konvention entspricht. Doch "normal" ist nach wie vor relativ. "Es ist für mich immer noch ein Wunder, dass es uns gibt", meint Hannah Kowalski, sie ist ein wichtiger Kopf im Viertel, bestens vernetzt in den Szenen der Stadt und schreibt im Fach "Kultur der Metropole" (HCU) an ihrer Promotion; Thema: "Kollektive Entscheidung und ihre performative Praxis". Es geht um das Gängeviertel. "Warum fragt uns niemand: Was braucht ihr, damit das Viertel funktionieren kann?", fügt sie seufzend hinzu.

Wer jetzt das dreieinhalbjährige Gängeviertel als wilden Mix aus begehbarer Kunstinstallation, gruppodynamischer Performance, gesellschaftspolitischer Ansage und basisdemokratischer Debattieranstalt verstehen will, muss Zeit mitbringen. Und Geduld. Und Toleranz. Und gut zuhören können sollte man auch. Das Viertel lebt, nach wie vor und

obwohl es in den vergangenen Monaten nach der Einigung mit der Stadt stiller geworden ist um das Dutzend Häuser, aber es lebt vor allem nach eigenen Regeln.

Das heißt: Morgens lebt es eher noch nicht. Der Motor der Belegschaft hinter den bunt bemalten Kulissen kommt erst langsam in die Gänge. Andererseits aber: warum auch nicht? Die Muse hält sich beim Verteilen ihrer Küsse nicht an die gängigen Bürozeiten. Wenn der Schaffensdrang an die Ateliertüren klopft, kann das dann auch mal abends sein oder nachts.

Das kreative Austoben im Viertel macht nur vor sehr wenig halt: Sicherungskästen werden mit Aufklebern ("Miete essen Seele auf") tapeziert, als wären sie Bannsprüche gegen den Rest der Welt. Wände und sogar Lichtschalter werden überall bemalt ("Liebe siegt. Immer!"), besprüht, verziert, wahrscheinlich längst in mehreren Schichten, sodass Restauratoren im 22. Jahrhundert staunend und behutsam eine Epoche nach der anderen freilegen könnten. In einigen Treppenhäusern haben ihre heutigen Kollegen vorsichtig die Wandfarben-Schichten vergangener Zeiten enthüllt. Geschichte wiederholt sich hier überall, flächendeckend.

Zwei Türen links neben dem Eingang der "Jupi"-Bar, einem zentralen Treffpunkt, geht es ins Souterrain, zur Fahrrad-Reparaturwerkstatt von "Günter & Mark". Beste Chancen: "Mo + Di, 14-19 Uhr und oft abends". Öffnungszeiten, die in etwa dem Rhythmus des Viertels entsprechen. Zwischen den Fahrrädern trippelt abends auf dem Fußboden eine erschöpfte Möwe, die der Mechaniker Günter Weigel gerettet hat. Ungeflügelter Besuch sitzt auf einem abgewetzten Sofa, man plauscht bei Radiomusik, während Günter gemächlich vor sich hin schraubt.

"Jupi"-Bar, "Kupferdiebe", Ateliergemeinschaften, ein "Umsonstladen" und der seit vielen Jahren dort lebende Friseur und Freizeitgitarrist Jan Helmer füllen das 1890 erbaute "Kupferdiebehaus" an der Caffamacherreihe. Dahinter liegt ein von drei Seiten geschlossener Innenhof mit dem Eindruck von Zilles "Miljö": Produktionsort für großformatige Plastiken, Bühne, Platz für Feiern mit mobiler Bar. Hier befindet sich das "Kutscherhaus" von 1903 mit Galerien und einem Büro der Gängeviertel-Genossenschaft. Die Büroarbeit ist hart und läuft unbemerkt. Mit dem Geld der Genossen wollen die Gängeviertler das Quartier in ferner Zukunft von der Stadt zurückkaufen.

Seinen eigenwilligen Namen verdankt das "Kupferdiebehaus" seit 2008 einer Gasleitung, die eines Tages gemopst war. Einfach abgesägt. Kupfer, auch in kleineren Mengen, bringt gutes Geld. Nur durch einen glücklichen Zufall wurde der Diebstahl bemerkt und verhindert, dass es zu einer Szene wie in Fatih Akins Hamburg-Hommage "Soul Kitchen" kommt, bei der es im Gängeviertel brennt. Im Laden von Sebastian Fuchs und Markus Mross glimmen aber höchstens die Zigarettenstummel in den Aschenbechern. Sie verkaufen amüsante Kunst-Kleinigkeiten und bedrucken Werbefolien, bauen Lichtkästen und können auch sonst so einiges: Grafik, Programmieren, solche Dinge. Und wenn ihnen danach ist oder jemand zu sehr meckert, benennen sie ihren Laden eben um. Wofür sonst ist man sein eigener Boss. "Geschlossen (außer heute)" - vielleicht doch etwas zu viel Ironie für Laufkundschaft - wurde von jetzt auf gleich zu "Komm rein, kauf ein" geändert.

Hier landen Paketlieferungen für die Quartier-Nachbarn, während wir uns unterhalten, wird ein "Gängeviertel"-Außenwand-Logo hereingewuchtet. Der rote Punkt mit dem "Komm in die Gänge"-Spruch ist längst ein international bekanntes Markenzeichen. Sogar die "Lonely-Planet"-Reiseführer sollen das Viertel inzwischen schon erwähnen. Der fragwürdige Preis des Ruhms. Wenn Touristen kommen - bedeutet diese Berühmtheit das Ende der Bewegung und den Beginn eines Ausverkaufs? Noch fahren die roten Stadtrundfahrt-Busse nur vorbei. Was passiert, wenn sie halten und "nur mal kurz" reinschauen und knipsen wollen? Einen Künstler-Streichelzoo will hier garantiert niemand inszenieren, da würde die bewährte Freundlichkeit dann doch aufhören. "Wir sind ein Kunst- und Kulturprojekt und leben von der Öffentlichkeit", erklärt Darko.

Im Parterre neben den "Kupferdieben" befindet sich der "Umsonstladen", wo es Abgelegtes, Geschenktes, Spenden und übriggebliebenes kostenlos gibt. Viel Krimskrams ist dabei, aber wer lange und hingebungsvoll genug sucht, stößt mit etwas Grabungsglück vielleicht auf eine Vintage-Handtasche. Weiter oben im Haus haben sich Künstler ihre Kreativ-oasen eingerichtet, jeweils zwei Wohnungen auf drei Etagen werden als Ateliers genutzt. In einem malt Björn Schmidt mit Acryl. Die Fenster sind eher schlecht als recht isoliert, wer ständig hier arbeitet, gewöhnt sich an vieles und arrangiert sich schicksalsergeben und einfallreich mit dem, was ist. Geheizt wird in den meisten Räumen mit Holz, weil Kohle verboten ist. Eine dicke Staubschicht auf dem Radio erinnert daran, dass das Viertel nach wie vor eine große Baustelle ist. Wenn die Holzbriketts mal ausgegangen sind, wird bis zum Gefrierpunkt gemalt. Leichter funktioniert das Streicheln der Seele und der Herzen. Das kommt von allein: mit jährlich 25.000 Besuchern, die die vielen Kulturveranstaltungen besuchen oder bei einer "Faltenrockparty" in der "Jupi"-Bar, wo 60-Jährige zu Rock-'n'-Roll-Klassikern von Bill Haley tanzen. Nach dem veranstaltungsfreien Monat Januar geht es im Februar los, mit HCU-Kunstlabor, Filmlounge und Werkschauen.

Hunderte von Besuchergruppen wurden schon durchgeschleust, immer wieder kommen Anfragen aus Metropolen wie Paris oder Barcelona zum Making-of dieses Phänomens. Nein, gezählt habe man das nicht, meint die Viertel-Sprecherin Ebeling, aber man müsste es dringend. Man müsste noch so vieles hier.

Nicht alle Nachbarn sind begeistert vom Viertel. "Die benehmen sich so, als hätten sie die Gesetze geschrieben", sagt ein Mitarbeiter von Joey's Pizza mit genervtem Unterton, echt schwierig seien die. Er meint jene Gängeviertler, die mehr Wert auf ausgiebiges Feiern legen und weniger am Projekt mitarbeiten. Die Joey's-Filiale wurde direkt neben den "Kutscherhäusern" eröffnet, die Liefer-Roller parken nun in Sichtweite einer riesigen bunten Skulptur von Markus Frost. Die Idee, dort ein Gängeviertel-Café einzurichten, als die Räume zu mieten waren, zerfaserte und scheiterte in internen Diskussionen.

Jetzt, nach gut dreieinhalb anstrengenden Ausbildungsjahren, stellt Hamburgs oberster Kunst-Lehrer dem Viertel ein Zwischenzeugnis aus, das sie sich einrahmen und stolz vorzeigen können, falls mal wieder hoher Besuch kommen sollte: "Ich denke, dass die kulturpolitische Bedeutung für die Entwicklung der Stadtgesellschaft gleichwertig mit der Bedeutung der Elbphilharmonie ist, auch wenn die Inhalte verschieden sind", antwortet Martin Köttering, Präsident der Hochschule für bildende Künste (HFBK) auf die Frage, was das Gängeviertel für die Stadt darstellt. Etliche seiner Studentinnen und Studenten waren dort aktiv, es war fast schon eine Ausbildungs-Außenstelle für den Kunst-Professor vom Lerchenfeld.

"Die Elbphilharmonie muss mithilfe professioneller Manager zwingend exzellente Hochkultur für ein breites Publikum erzeugen, sie muss in der Liga der weltweit besten Philharmonien spielen", sagt Köttering auch noch. "Das Gängeviertel steht für einen eigenverantworteten Ort des Ausprobierens. Wo es gerade nicht um das Konsumieren von Kunst, um einen kulturellen und ökonomischen Unterhaltungswert geht, sondern um notwendigen Freiraum für offene künstlerische Prozesse." Kötterings These vom Gängeviertel als "kreatives Versuchslabor" bewahrheitet sich in so ziemlich jedem Haus. "Vor unseren Augen läuft ein experimenteller Prozess ab, der vielleicht manchmal auch eine anarchistische und chaotische Ausstrahlung hat", hat Köttering geurteilt. Der Geigenbauer Georg Winterling sieht das ähnlich, nur nicht ganz so wohlwollend.

Seine Werkstatt am Valentinskamp 34 bildet, äußerlich betrachtet, einen Teil des Gängeviertel-Ensembles. Innerlich jedoch ist sie eher exterritoriales Gelände, wie die Vatikanstadt in Rom. Nach der Devise "Ich hab ja nichts gegen die Leute, aber ..." beklagt Winterling sich unter anderem über die Feiern nebenan. Er kann die Denkprozesse der Gängeviertler nicht nachvollziehen, ihre politische Bedeutung erkennt er durchaus an, das Künstlerische ihres Da-Seins habe aber für ihn keine Nachhaltigkeit. Die Galerie eine Tür weiter scheint leer, Pappe hängt in den Fensterscheiben, eine Ausstellung wird dahinter vorbereitet. Von Belebung ist an dieser Adresse gerade nichts zu sehen.

Durch die Schier's Passage kommt man in einen Innenhof mit einem richtigen Baum und dem Flair mittelalterlicher Gemütlichkeit: ein schmaler Hof, umgeben von unverbastelten Backsteinbauten, die Denkmalpflegern Glückstränen in die Augen treiben. Bänke, Sessel und Mauervorsprünge laden hier zum gemütlichen Sitzen ein. In der "Teebutze" serviert Jürgen Pitzschel Getränke gegen Spenden. Genau hier hat nicht nur das Viertel einen unnachahmlichen Charme, sondern auch seine Bewohner - pardon: Bewahrer - denn wohnen darf man da ja noch nicht.

Der Charme der Lebenskünstler verlockt manchen Gast dazu, den Tee mit einer 20-Euro-Spende zu bezahlen. "Im Sommer passiert das häufiger", sagt Jürgen. Wer seinen Tee drinnen trinken will, muss aus den bereitliegenden Espadrilles ein Paar wählen, um das Matratzenlager zu entern. Die "Teebutze" gilt im Viertel als beliebter Treffpunkt, auch für die frischen Eltern unter den Viertel-Paaren.

Am Ende der Schier's Passage befindet sich die "Tischlerei". Hier haben die Bildhauerinnen Marion Walter und Claudia Pigors mit sechs anderen Künstlern ihre Ateliers. Hier wird richtig Kunst produziert, wenn nicht gerade internationale Einladungen oder die verzwickte Quartiers-Arbeit rufen.

Hinter einer winzigen Freifläche steht die "Fabrik" mit ihren Veranstaltungsräumen, in denen die großen Zukunftsplanungen entworfen werden. "Am besten wird das Gängeviertel ein Ort, den man nicht kategorisieren kann", fasst Christine Ebeling die vielen Ziele und Wünsche seiner vielen Betreiber, Beleger und Beleber zusammen. "Hoffentlich wird es ein Ort für Leute mit geringem Einkommen und dem Wunsch, sich einzumischen. Hoffentlich bleibt das Viertel kritisch und eine Irritation. Eines ist klar: Eine Touristenattraktion wird es und ist es auf jeden Fall, ob wir wollen oder nicht."

Beliebt ist das Viertel jetzt schon: Im benachbarten BrahmsQuartier hat die Deutschlandzentrale des Esso-Konzerns ihren Sitz. Die Vorweihnachtszeit bescherte den Gängeviertel-Aktivisten eine Portion Adventskalender von dort. Kleine Freundschaftsgeschenke, wie sie unter sich wohlgesonnenen Nachbarn üblich sind. Herr Freitag, der Bünabe aus dem Polizeikommissariat 14 an der Caffamacherreihe, klar, der schaut gern mal auf einen Plausch vorbei, heißt es bei den tiefenentspannten Jungs von den "Kupferdieben". Und neben der Eingangstür des Hauses in der Speckstraße findet sich ein Kalenderspruch an der Wand, der zu so vielen erstaunlichen Kontrasten bestens passt. "Die Wahrheit ist immer konkret." Lenin.

Quelle: <http://www.abendblatt.de/hamburg/magazin/article112895598/Guck-mal-wer-hier-im-Gaengeviertel-lebt.html>

Rundgang Gesichter der Großstadt

Lest euch den Text über einen Stadtteil durch und beantwortet die folgenden Fragen.

Was macht den Stadtteil aus?

Was sind die Besonderheiten?

Wo liegen Probleme/Konflikte?

HafenCity

Hamburgs HafenCity: Moin moin, Tristesse (Till Briegleb; 11.07.2012)

Ein Stadtviertel direkt am Fluss, mit Design-Shops, aufregender Architektur: Touristen tummeln sich gern in Hamburgs HafenCity. Doch das Großbauprojekt vom Reißbrett hat auch eine andere Seite - und wirkt manchmal wie der einsamste Ort der Welt.

Wenn die Sonne scheint, dann sieht der erste Teil der HafenCity beinahe so aus wie auf den frühen Presseanimationen. Leger gekleidete Menschen bummeln die Kais entlang, Bistrotische auf sandgelben Plätzen verbreiten Seebadflair, Wimpel im Wind und Schiffchen im Wasser sorgen für die Impressionen einer urbanen Waterkant. Rund um den alten Sandtorhafen - ältestes künstliches Hafenbecken Hamburgs - scheinen die Prospektversprechen aus der Gründerzeit der HafenCity erfüllt zu sein. Die Atmosphäre aus Luxus, Seeluft und Freizeit verdichtet sich hier zwingend zu einem Adjektiv, das in der Werbung für dieses größte Neubauprojekt Europas so häufig vorkommt wie Jesus in der Bibel: maritim.

Leider scheint die Sonne in Hamburg nicht so oft. Und im windigen Niesel des Seeklimas, an dem die Stadt leidet, bekommt die Innenstadterweiterung plötzlich eine andere Stimmung: Sterile Blocks, die fiese Fallwinde auf den Bürgersteig ziehen, und zugige Plätze mit Designschnickschnack prägen das Bild.

Plötzlich sind keine architekturinteressierten Eltern mehr zu sehen, die ihre fußmüden Kinder durch die Straßen scheuchen, keine Rucksacktouristen auf roten Leihfahrrädern und auch keine Anzugträger, denen der Wind den Latte-macchiato-Schaum auf die Krawatte bläst. Die neue Stadt ist leer und trist. Vor allem abends sind die Straßen entmenschter als in Rimini nach der Saison. Höchstens Comiczeichner in Weltuntergangslaune könnten daran Gefallen finden.

Nun ist Atmosphäre etwas, das jeder anders empfindet. Aber es gibt trotzdem einen Grund, warum das eine Gesicht der HafenCity so stark abweisend wirkt wie das andere anziehend: Dieses Quartier ist zuerst für Investoren und Touristen geplant, dann für Bürger. Vom Beginn seiner mittlerweile 20-jährigen Planungsgeschichte an war dieses Stadtviertel an der Elbe dazu gedacht, Hamburg eine "prall gefüllte Kriegskasse" zu bescheren. So drückte es 1997 Bürgermeister Henning Voscherau aus, als er mit einem Paukenschlag das spektakuläre Projekt präsentierte, das vorher sechs Jahre im Verborgenen entwickelt worden war.

Und solche Kriegskassen, mit denen Hamburgs SPD-Regierung unter anderem eine 230 Millionen Euro teure Hafenerweiterung auf der anderen Elbseite finanzieren wollte, füllen nicht normale Bürger prall. Dafür braucht es Investoren, möglichst internationale. Nur sind deren Ideen von einer funktionierenden Stadt in der Regel leider so reduziert wie ihr Marketingvokabular.

50.000 Quadratmeter unvermietbarer Bürofläche

Dass die HafenCity in ihrem halb fertigen Zustand mittlerweile vor allem Kritik auf sich zieht, hat in entscheidenden Punkten seine Gründe in dieser falsch verstandenen Servicehaltung gegenüber Investorenwünschen. Warum der Signalbau, die Elbphilharmonie, seit Jahren verheerende Schlagzeilen produziert, findet seinen Ursprung beispielsweise in einem Akt der Gier. Das privat

initiierte und einfach konzipierte Projekt einer Musikhalle auf einem alten Hafenspeicher wurde den Erfindern, dem kultivierten Hamburger Privatinvestor Alexander Gérard und seiner Frau Jana Marko, unter politischem Druck abgekauft.

Anschließend gestattete die Stadt dem Investorenkonsortium Adamanta, das Hotel- und Apartmentprogramm des Gebäudes so "gewinnbringend" aufzupumpen, dass die Umsetzung unbeherrschbar wurde. Die Eröffnung steht in den Sternen, der mittlerweile auf eine halbe Milliarde Euro geschätzte Preis hat Henning Voscheraus Kriegskasse in städtische Spendierhosen umgenäht.

Sollte man denken, wenigstens im Kalkulieren von ökonomischen Erwartungen sei Hamburger Seriosität nicht zu schlagen, dann straft einen die Entwicklung Lügen. Hatte der Masterplan im Jahr 2000 noch 20.000 Arbeitsplätze in der HafenCity unterbringen wollen, so schraubte die Stadt die Büroflächen auf 45.000 Arbeitsplätze hoch und verpflichtete sich zudem, bei Leerstand Abhilfe zu schaffen.

Resultat: Während in Hamburg Wohnungsnot herrscht, muss die Stadt sich für 50.000 Quadratmeter unvermietbarer Bürofläche im sogenannten Überseequartier als Maklerin betätigen oder zu horrenden Festmieten selbst einziehen. Denn die potenten Kreativfirmen, die man sich fantasierte, waren bisher ebenso Luftnummern wie die Euphorie des Einzelhandels, hochpreisige Flächen an einem halb fertigen Quartiersboulevard zu ergattern.

Kunsthändler als Zwischennutzer für leere Schaufenster und Drogeriediscounter prägen heute das "Herz der HafenCity". Die wenigen Luxusshops - etwa für Betten vom Preis eines Mittelklassewagens - sind die einsamsten Orte der Welt. Selbst die Postfiliale ist die einzige in Deutschland ohne lange Schlangen. Flöht man die Lokalmedien, dann finden sich beinahe täglich Meldungen über deutliche Abweichungen vom Wunschbild einer maritimen Neustadt.

Unbeirrtes Schönreden oder hämische Schaulust?

Die städtischen Belastungen für das Projekt auch ohne die explodierenden Kosten der Elbphilharmonie sind rund 400 Millionen Euro höher als geplant - von der Finanzierung eines neuen Containerterminals aus den Gewinnen der Grundstücksverkäufe ist keine Rede mehr. Die Umweltzertifizierung, mit der Investoren animiert werden sollten, ökologisch zu bauen, wurde in den ersten beiden Teilquartieren kein einziges Mal vergeben - denn Öko rechnet sich nur für die Betriebskosten der Mieter, nicht für Investorenrenditen. Folglich erhielt die Goldplakette überhaupt erst ein fertiges Gebäude: die Unilever-Zentrale von Behnisch Architekten.

Und schließlich waren einige der architektonischen Highlights, die der HafenCity den Ruf des Spektakulären verleihen sollten, offensichtlich auf Sand gebaut. Ausgerechnet die Schauseite des Quartiers zur Elbe im Zentrum ist momentan planerisch verwaist. Die Computeranimationen von schillernden Sonderbauten eines Kreuzfahrtterminals, eines HafenCity-Tores und eines Wissenschaftsmuseums von den Künstlerarchitekten Massimiliano Fuksas, Erick van Egeraat und Rem Koolhaas, mit denen man Zehntausende Touristen am Tag anziehen wollte, sind nur noch potemkinsche PR-Kulissen auf der Website der HafenCity-Gesellschaft. Was vor allem im Fall des Koolhaas-Museums in Form eines riesigen aufrecht stehenden Containerrings bitter ist, weil diese Architektur als einzige neben der Elbphilharmonie von Herzog & de Meuron eine wirklich zeitgenössische skulpturale Interpretation von maritimem Bauen dargestellt hätte.

Warum strömen trotzdem bei jedem schüchternen Sonnenstrahl am Wochenende die Massen in dieses Quartier, wenn alles derartig misslungen ist? Man könnte sagen, das sei der Effekt des unbeirrten Schönredens, den man Marketing nennt, die reine Dimension des Projekts oder auch die hämische Schaulust, Deutschlands umstrittenste Baustelle zu sehen.

Aber mit derart simplen Begründungen wird man einem so komplexen Bauvorhaben nicht gerecht. Und unterschlägt seine Erfolge. Denn von den großen Ambitionen, mit denen dieses "Jahrhundertprojekt" gestartet ist, hat einiges Gestalt angenommen.

Die Öffnung der City zum Fluss und die urbane Dichte der Bebauung sind Anziehungspunkte für Städtetouristen und Bewohner, die hier den Reiz von Innenstadtqualitäten mit Wasserlandschaft finden können. Auch die Verzahnung von Wohnbebauung und Einzelhandel, die den klassischen Quartieren des 19. Jahrhunderts abgeschaut ist, wirkt attraktiv und zukunftsfähig. Und die Förderung von Baugemeinschaften erlaubt stellenweise Wohnen zu Kosten, für die man in Hamburgs beliebten Altbauvierteln kein Angebot mehr findet. Allerdings wird der Wohnanteil in der HafenCity am Ende nicht einmal ein Drittel betragen. Das Rimini-Nachaison-Gefühl wird sich vermutlich nie verschrecken lassen.

Schafft die kompakte Bauweise tatsächlich ein Gefühl von europäischer Stadt, wie es vergleichbare Umwandlungen von Hafenflächen - etwa in Rotterdam oder Canary Wharf in London - stark vermissen lassen, so zeigt sich bei der Architektur das Dilemma einer defensiven Entwicklungspolitik. Den Traditionalisten in Planung und Politik, die in Hamburg die Diskussion bestimmen, galt die moderate Vielfalt architektonischer Handschriften der ersten Bauphasen bereits als "Identitätsverlust" und "Architektenzoo", obwohl nur wenige der ersten rund 30 Gebäude so viel Eigensinn zeigen, dass man sich neugierig fragen würde: Welcher Künstler hat das wohl gebaut?

Im nächsten Schritt jedenfalls kehrte Hamburgs erster Geschmacksrichter in Architekturfragen, Oberbaudirektor Jörn Walter, zu einer so rigiden Gestaltungssatzung zurück, dass bei nahezu allen Wettbewerben am Magdeburger Hafen der schlechteste Entwurf gewann, Hauptsache, er war rot.

Walter, der zu Baubeginn 2002 noch "Mut" und "Risikobereitschaft" verlangte, damit die Architekten in der HafenCity "jene visionäre Kraft entwickeln mögen, wie sie einst die Architekten und Künstler des frühen 20. Jahrhunderts hatten", erklärt zehn Jahre später mit derselben Vehemenz, er werde die Tradition Hamburgs als rote und weiße Stadt in der HafenCity rigoros abbilden. Dass er anschließend nicht "Basta!" sagt, ist nur seinem freundlichen Wesen zuzuschreiben. Das Basta wird dafür aber gebaut.

Nun besitzt das alte Hamburg, wo es den Krieg und die Nachkriegsabrisse überlebt hat, tatsächlich eine weiße und eine rote Tradition. Aber sowohl die weiße Nobelbebauung rund um die Alster als auch das verklinkerte Kontorhausviertel mit dem Chilehaus oder die rote Speicherstadt unterscheiden sich in einem entscheidenden Punkt von den Replikanten: Sie sind sowohl baukünstlerisch wie handwerklich beeindruckende Zeugnisse einer Kultur, die großen Wert auf die Einzigartigkeit jeder Adresse setzte.

Das homogene Stadtbild

Die Monotonie im Zentrum der HafenCity entwickelt sich dagegen aus dem Wunsch nach Harmonisierung mit der Vergangenheit durch unzulängliche Mittel. Die schlichten Stahlbetonstrukturen, die mit dünnen Backsteintapeten, den sogenannten "Riemchen", überklebt

werden, sorgen für serielle Langeweile, bei der niemand mehr darauf kommt, dass hier verschiedene Architekten am Werk waren. Und dem Fortbau der HafenCity Richtung Elbbrücken im Osten bis 2025, der dann einer "weißen" Gestaltungssatzung unterliegt, droht dieselbe Gefahr, nur weniger dunkel und depressiv.

Die große künstlerische Freiheit, die das Entwerfen von Gebäuden heute besitzt, wird für Oberflächennostalgie bewusst unterdrückt. Von wenigen Punkten abgesehen, herrscht ein starker Anpassungswille an ein Ideal aus der Vorkriegszeit: das homogene Stadtbild. Dadurch wird nicht nur die Vielfalt der architektonischen Sprachen, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, verleugnet. Mit dieser Kompromisslinie zwischen Investorengeschmack und falsch verstandener Nostalgie vertun die Planer die Chance, die Verfasstheit der modernen Gesellschaft in eine zeitgenössische Stadtkomposition zu übertragen.

Das heutige Zusammenleben ist geprägt von stark ausdifferenzierten Haltungen. Geschmack, Lebensentwürfe, Herkunft und Meinungen, soziale und persönliche Belange unterscheiden sich wie nie zuvor. Diese lebendige Vielfalt wäre die richtige geistige Grundlage für die Neuerfindung von Stadt. Sie in Architektur zu übertragen würde genau jenes moderne Selbstverständnis zeigen, das die heutigen Stadtplaner bei den Großleistungen der Vergangenheit so bewundern. Anstatt die damals mutigen Taten mit lauen Stilmitteln nachzuahmen, weil das angeblich Identität schafft, wäre der Mut dieser Pioniere, nach dem Ausdruck ihrer Zeit zu suchen, das weit schönere Motiv für ein modernes Stadtbild.

Vielleicht ist die durch und durch anständige und etwas langweilige HafenCity, die Hamburg sich gerade baut, aber auch genau das, was die Stadt verdient. In Konkurrenz zu Berlin, wo alles immer nach Veränderung schreit, will die Hansestadt eben im Grunde bleiben, wie sie ist: kaufmännisch erfolgreich und irgendwie maritim. Das eine gefällt den Investoren, das andere den Touristen. Aber als Modell für die Stadt des 21. Jahrhunderts, zu dem die Eigenwerbung das Projekt erklärt, macht die HafenCity finanziell dann doch zu viele Schlagzeilen und maritim zu viel Schlechtwetter.

Quelle: <http://www.spiegel.de/reise/staedte/hamburgs-hafencity-wie-stadtplaner-ein-jahrhundertprojekt-misslang-a-842923-2.html>